

Gibt es im Himmel Eiscreme?

Früher oder später, hat jeder mit Trauer zu tun. Warum also nicht jetzt schon vorbereitet sein? Auf der „Leben und Tod“-Messe erfuhren die 4.000 Teilnehmer die neuesten Trends rund um Tod und Bestattungskultur. Aus Bremen berichtet Karsten Huhn.

Vor der Bremer Messe steht der Wünschewagen. Seit 2014 fährt der Krankentransporter des Arbeiter-Samariter-Bundes todkranke Patienten an ihren Sehnsuchtsort. Eine Patientin wollte vor dem Tod noch mal an die Ostsee, eine andere zu einem Konzert von Sarah Connor und ein an Leukämie erkranktes Kind zu Ikea ins Bällebad. Von außen sieht der Wünschewagen wie ein normaler Krankenwagen aus, wenn man jedoch einsteigt, wird klar, dass er eine Sonderanfertigung ist: Der Wagen hat eine verspiegelte Rundumverglasung, so dass der Patient während der Fahrt einen Panoramablick hat. Im Wagen wurden zahlreiche blaue Leuchtdioden eingebaut, die wie Sterne funkeln, und für die Krankenliege wurde eine Luftfederung eingebaut. Inzwischen sind bundesweit 25 Wünschewagen unterwegs. Der letzte Ausflug setzt bei vielen Patienten Kräfte frei, erzählt ein Mitarbeiter des Arbeiter-Samariter-Bundes. Es sei aber auch schon vorgekommen, dass ein Patient auf der Fahrt verstorben sei.

Der Wünschewagen ist nur eines von vielen ungewöhnlichen Projekten, die helfen sollen, mit Sterben, Tod und Trauer umzugehen. Auf der Bremer „Leben und Tod“-Messe präsentieren 108 Aussteller ihre Angebote, zudem geben Trauer- und Sterbebegleiter, Kinder- und Altenpfleger in 60 Vorträgen und Workshops ihr Wissen weiter. Diakonie und Caritas sind vor Ort, Johanniter und Rotes Kreuz, außerdem Bestattungsinstitute und Versicherungen. Mehrere Clowns streifen scherzend oder musizierend durch die Gänge – denn auch wer sterben muss, kann eine Aufmunterung gut gebrauchen. „Leben und Tod“ ist keine Messe, auf der Verträge mit Milliardenumsätzen geschlossen werden, aber ein Treffen, bei dem man über eine der wichtigsten und zugleich unangenehmsten Fragen nachdenken kann: Wie umgehen mit dem Tod?

Mit Kindern über das Sterben sprechen

Als Eröffnungsrednerin sprach die frühere EKD-Ratsvorsitzende, Margot Käßmann. Sie

forderte dazu auf, mit Kindern über Sterben und Tod zu sprechen. Je mehr man den Tod verschweige, desto mehr Macht gebe man ihm: „Das ist dann wie bei Harry Potter: Lord Voldemort als ‚der, dessen Namen wir nicht nennen‘, erhält genau dadurch einen Zugewinn an Macht.“ Käßmann nannte fünf Beispiele, wie es anders möglich sei: **1.** Gemeinsame Friedhofsbesuche, bei denen man mit Kindern oder Enkeln über Leben und Tod spricht. **2.** Besuch von Trauerfeiern. Kinder können die Abschiedsrituale ihrer Kultur oder Religion nur kennenlernen, wenn sie zur Beerdigung mitgenommen werden: „Ich kann nicht nachvollziehen, dass Kinder im Fernsehen, im Internet oder bei Computerspielen Hunderte von Toten sehen, aber es dann heißt, die Teilnahme an einer Beerdigung sei ihnen nicht zuzumuten.“ **3.** Besuch eines Hospizes. Erwachsene sollten den bevorstehenden Tod vor Kindern nicht verstecken. **4.** Bibel und Märchen. Die Bibel ist ein Glaubensbuch, das nicht mit dem Tod, sondern der Auferstehung endet. Sie sei zugleich ein Kulturgut, dessen Geschichten Kinder kennen sollten. Gleiches gelte auch für Märchen. In ihnen spiele der Tod eine große Rolle. Märchen könnten helfen, Ängste auszudrücken. **5.** Gespräche



Oben: Theologin Prof. Margot Käßmann eröffnete die Veranstaltung vor großem Publikum

Unten: Hier werden Todkranken letzte Wünsche erfüllt: Blick in den „Wünschewagen“.



zwischen den Generationen. Kinder dürfen dabei alle Fragen stellen, und Erwachsene dürfen zugeben, dass sie nicht alle Antworten geben können.

Der Schäferhund als Sterbebegleiter

Am Stand von „Tröstende Pfoten“ lassen sich die Labradore Helga und Sissi und die Weiße Schäferhündin Mila vom Messetrubel nicht aus der Ruhe bringen. Sie liegen so ruhig, als hielten sie gerade Mittagsschlaf. Die drei Therapiebegleithunde werden in Hospizen und auf Palliativstationen eingesetzt oder kommen zu schwerkranken Patienten nach Hause. Auf Patienten können die Hunde beruhigend wirken, ablenken und Trost spenden – und wer mag, kann sogar neben einem Therapiehund sterben.

Ein Totenhemd zur Hochzeit

Ganz in schwarz gekleidet steht die Trauerrednerin und Friedhofsführerin Anja Kretschmer an ihrem Stand. Sie trägt Trauerkleider aus dem 19. Jahrhundert, dazu eine schwarze Haube. Nur der knallrote Lippenstift bricht das Bild und macht deutlich, dass doch keine trauernde Witwe vor einem steht. Kretschmer hat Kunstgeschichte studiert und wurde zu Friedhofsarchitektur, Grabkapellen und Mausoleen promoviert. Ihr Wissen gibt sie auf ihren „Friedhofsgeflüster“-Erlebnisführungen über historische Friedhöfe weiter, zum Beispiel auf Europas größtem Friedhof in Hamburg-Ohlsdorf. Auf ihren Führungen erfährt man zum Beispiel, dass zur Aussteuer,

dem Hausrat, den die Braut mit in die Ehe brachte, in früheren Zeiten auch ein Sterbepaket gehörte: So erinnerten das Totenhemd und das Totenlaken, das über den Sarg gespannt wurde, schon zur Hochzeit daran, dass die Eheleute eines Tages das Zeitliche segnen würden.

„Trauer ist ein gesundes Gefühl“

Die „Leben und Tod“-Messe findet bereits zum 13. Mal statt. In diesem Jahr hat sie den Schwerpunkt „Gibt es im Himmel Eiscreme? Mit Kindern über Tod und Trauer sprechen“. Einen Vortrag dazu hält die Gründerin der Familientrauerarbeit in Deutschland, Mechthild Schroeter-Rupieper. Kinder trauern anders als Erwachsene, sagt sie. Erwachsene haben eher eine Dauertraurigkeit, weil sie die Ausmaße des Todes begreifen. Für Kinder sind die Folgen des Todes letztlich unbegreiflich. Was er bedeutet, entdecken sie erst Stück für Stück mit dem Älterwerden, etwa wenn sie erkennen, dass der früh verstorbene Papa nicht bei der Einschulung, nicht beim Seepferdchen, nicht beim Abi und nicht bei der eigenen Hochzeit dabei sein wird. Bei Kindern zeigt sich Trauer momentweise, als springe man in eine „Trauerpfütze“ rein, aber im nächsten Moment könne die Trauer auch wieder vergessen sein. Dadurch entstehe mitunter der falsche Eindruck, dass Kinder gar nicht traurig seien.

Häufig zögerten Eltern, ihre Kinder mit ins Krankenhaus, zum Bestatter oder zur Beerdigung mitzunehmen, um sie zu schützen. Eltern sollten ihre Kinder jedoch →

nicht von der Trauer fernhalten. Nur so lernten Kinder, das Gefühl der Trauer auszuhalten und über das eigene Traurigsein zu reden. Ab welchem Alter sollte man Kinder mit dem Tod konfrontieren? „Ab jedem!“, sagt Schroeter-Rupieper. Je jünger das Kind ist, umso weniger müsse man sich Sorgen machen. Je älter das Kind ist, desto mehr Erklärung brauche es, etwa wofür die Geräte am Krankenhausbett gut sind, warum der Papa plötzlich reglos in einer Holzkiste liegt und warum sich seine Fingernägel verfärbt haben. „Wenn Logik reinkommt, geht der Grusel weg“, sagt Schroeter-Rupieper. „Lasst Kinder nicht im Dunkeln tappen.“ Eltern müssten es lernen, die Trauer ihrer Kinder auszuhalten.

„Trauer ist ein gesundes Gefühl“, sagt Schroeter-Rupieper. So wie man Freude zeigen darf, dürfe man auch Traurigkeit zeigen. „Ich glaube, dass Gott uns Tränen gegeben hat, damit wir sie nutzen, wenn wir sie brauchen.“ Ob es im Himmel Eiscreme geben wird? Die Antwort gibt die Schlussfolie von Schroeter-Rupiepers Präsentation: „Ich glaube, in deinem Himmel wird es all das geben, was dann wichtig ist.“

Der Fotograf der toten Kinder

Am Stand der Stiftung „Dein Sternenkind“ liegen Silikonmodelle von ungeborenen Kindern. Sie zeigen den Entwicklungsstand im Alter von 12, 16, 24 und 30 Wochen nach der Befruchtung. Sie erinnern an die etwa 5.000 Kinder, die in Deutschland kurz vor, während oder nach der Geburt sterben. Stiftungsgründer Kai Gebel baute ein bundesweites Netz von 650 Fotografen auf, um Eltern von früh verstorbenen Kindern im Leid beizustehen. Die Idee ist ganz einfach: Ein professionelles Erinnerungsfoto soll den Eltern helfen, sich an ihr früh verstorbenes Kind zu erinnern. 2021 bekam Gebel für seinen Einsatz das Bundesverdienstkreuz. Gebel ist im Hauptberuf Fotograf, er hat selbst vier Kinder und ist selbst kein Betroffener. Er fotografiert einfach gern. Für

ihn sind Sternenkinder „Kinder, die den Sprung in die Welt nicht geschafft haben“. Bisher haben die Sternenkinder-Fotografen 14.000 tote Kinder besucht; nur in 91 Fällen konnte nicht rechtzeitig ein Fotograf vermittelt werden. In solchen Fällen empfiehlt Gebel, selbst mit dem Smartphone ein Foto zu machen.

Der Tod als Spielzeug

Nanu, der Tod als Spielzeug? Eine ungewöhnliche Geschäftsidee hatte der niederländische Bestatter Richard Hattink. Er hat sich auf junge Familien spezialisiert, in denen ein Elternteil gestorben ist. Um mit Kindern über den Tod reden zu können, erwarb er beim Spielzeughersteller Lego eine Lizenz, um aus den Lego-Bausteinen eine eigene Edition zum Thema Tod zu basteln. Dazu gehören etwa ein Pathologietisch, ein Leichenwagen, ein Sarg und eine Kirche. All das gab es bei Lego bisher nicht.

„Es gibt bei Lego 59 Arten zu sterben – in der Armee, im Krankenhaus, durch einen Verkehrsunfall – aber wenn du gestorben bist, gibt es nichts“, erzählt Hattink. Selbst eine Kirche war im Sortiment nicht vorgesehen, denn religiöse Themen vermeide der Spielzeughersteller. Fünf Jahre verhandelte Hattink und fuhr dafür mehr als 20-mal zur Lego-Zentrale nach Dänemark, bis er die Genehmigung hatte. Seine Edition verkauft Hattink nun an Hospize und Kinderpalliativstationen. So können sie mit Kindern nachspielen, was in der Familie eines Verstorbenen passiert ist – und ganz nebenbei mit den Kindern über deren Gefühle sprechen. Hattink redet mit den Kindern darüber, wie ihr Elternteil verstorben ist, wieso es passiert ist und ob die Kinder für den Tod Verantwortung tragen. Wieso sollen Kinder Schuld haben? „Die meisten Kinder denken, dass sie Schuld am Tod haben“, sagt Hattink. Und diese Last möchte er gerne von ihnen nehmen.

Hattink verrät auch, womit die Kinder am liebsten spielen: Es ist der Krematoriumsofen, in den man einen Sarg hineinschieben kann. Am Ende bleiben Aschebehälter und Urne. So lasse sich leicht erklären, was der bei der Einäscherung passiert, sagt Hattink.

Eine Partnerbörse für Trauernde

Eine Art Dating-App für Trauernde haben der Unternehmer Hendrik Lind und seine Frau Jen ins Netz gestellt. Für ihre Internetplattform trosthelden.de nutzen sie ähnliche Mechanismen wie die Partnerbörse Parship. „Bei uns geht es aber nicht um Knutscherei“, sagt Lind. Nicht Liebespartner werden hier vermittelt, sondern Menschen, die einen ähnlichen Schicksalsschlag bewältigen müssen wie man selbst. Bei der Anmeldung muss der Nutzer 20 bis 30 Fragen beantworten: War der Verstorbene Partner, Kind, Elternteil oder ein guter Freund? Kam er durch eine Krankheit, Unfall, ein Verbrechen oder durch Suizid ums Leben? Ein Algorithmus vermittelt dann einen oder mehrere Menschen, die man online per Chat kontaktieren kann. Das könnten beispielsweise zwei Frauen sein, die ihren Verlobten durch einen Unfall



Silikonmodelle von ungeborenen Kindern am Stand der Stiftung „Dein Sternenkind“

verloren haben. Wer sich besser kennengelernt hat, kann auch Telefonnummern austauschen oder sich von Angesicht zu Angesicht treffen. Mit der Vermittlung sollen sich die Trauernden gegenseitig zu „Trosthelden“ werden. „Trauern ist Persönlichkeitsentwicklung“, sagt Lind. „Der andere ist ein Spiegel, um sich selbst neu kennenzulernen.“ Die Plattform besteht seit einem Jahr, seitdem gab es rund 5.000 Nutzer, die das Angebot durchschnittlich zweieinhalb Monate nutzen. Nutzer zahlen pro Monat zwischen 15 und 20 Euro.

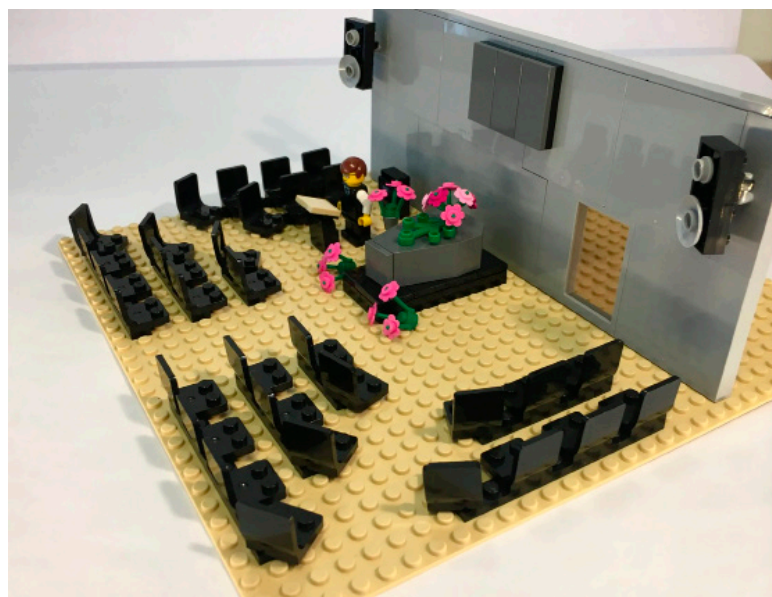
Lind ist Kaufmann und hat zuvor Photovoltaikanlagen projektiert. Nun sieht er sich in der Branche der „humanen erneuerbaren Energien“. Für sein Start-up hat er von einem Investor rund eine Million Euro bekommen. Lind sieht ein riesiges Potenzial: Jährlich sterben in Deutschland eine Million Menschen. Auf jeden Toten kommen drei bis fünf Trauernde. Jedes Jahr kommen also mindestens drei Millionen Trauernde hinzu. Im Internet werden die Begriffe „Trost“ und „Trauer“ täglich millionenfach gesucht, sagt Lind. Er kann dem Trauern auch Positives abgewinnen und spricht von einer „Befreiung von Humanitätspotenzial“: „Wir sollten Trauer nicht kleinreden, aber auch die Chancen von Trauer sehen. Sie kann zu mehr Selbstwert und mehr Liebe führen. Das Leben wird purer, das Unechte wird aussortiert.“

Wie Frau Fangmann dem Tod entkam

Auch Medizinethik spielt auf der „Leben und Tod“-Messe eine Rolle. Der Verein „Kritische Aufklärung über Organtransplantation“, warnt vor Organentnahmen. Der Mensch sei kein Ersatzteillager und nicht jeder, der von Ärzten als hirntot erklärt wird, sei tatsächlich tot. Völlig anders sieht man das wenige Meter weiter am Stand des Bundesverbandes der Organtransplantierten. Dort steht die 62 Jahre alte Bremerin Bärbel Fangmann und erzählt ihre Lebensgeschichte. Mit 31 Jahren lag sie im Sterben, ihre Haut war gelb und sie war von 67 auf 46 Kilo abgemagert. Drei Jahre musste sie warten, bis sie eine Spenderleber bekam. Danach wurde Fangmann ein zweites Mal Mutter, in diesem Jahr wird sie Großmutter, und die Ärzte prognostizieren ihr, noch bis zu zehn Jahre zu leben. „Ich denke mit Dankbarkeit an meinen Organspender“, sagt Fangmann. „Und ich danke dem lieben Gott, dass ich diese Chance hatte.“

Ein Prosit auf dem Friedhof

Am Stand von „Death positiv“ riecht es nach Pflaume. Mehrere Frauen stehen an einer Sargbar, einem langen Holzkasten in Bauchhöhe und prostern sich zu. Die Trauerrednerin Nicole Honeck schenkt Zwetschgenschnaps aus und führt mit ihren Besuchern „Sarggespräche“. „Death positiv“ hat seine Geschäftsstelle in einem ehemaligen Blumenladen auf einem Linzer Friedhof. Ziel des Vereins ist es eine fröhlichere Friedhofskultur zu etablieren, die Trauerarbeit mit Kunst und Kultur verbindet. Honeck und ihre Lebenspartnerin Verena Brunnbauer wollen mehr Leichtigkeit auf die Friedhöfe



Der Tod als Spielzeug: Trauerhalle aus Lego

bringen. Diese könnten zu einer Begegnungszone werden, in der zum Beispiel nach einer Beerdigung ein Picknick mit Lounge-Musik angeboten wird. Anstatt nach der Beerdigung zum Leichenschmaus in ein Gasthaus zu gehen, könnte man auch auf dem Friedhof die Sarg-Bar aufbauen, um bei einem Umtrunk des Toten zu gedenken. Stört das nicht die Friedhofsruhe, ist es gar ein Sakrileg? „Für mich nicht“, sagt Honeck. „Die Toten stört es nicht, wenn auf dem Friedhof etwas Leben ist.“

Was macht einen Trauerbegleiter aus?

Was macht einen guten Trauerbegleiter aus? Das fragt man am besten Nicole Friederichsen. Die 49-Jährige ist ausgebildete Krankenschwester und arbeitet im Hospiz Luisa in Hannover. Ehrenamtlich ist sie im Bundesverband Trauerbegleitung aktiv. „Ein Trauerbegleiter sollte Einfühlungsvermögen haben, ein guter Zuhörer sein und besser Fragen stellen, als Ratschläge zu geben“, sagt Friederichsen. „Außerdem sollte er sich nicht überschätzen und wissen, wann trauernde Menschen professionelle Hilfe von Ärzten oder Psychologen brauchen.“

Neben ihren Erfahrungen als Trauerbegleiterin nimmt Friederichsen auch ihr eigenes Wissen als Trauernde mit in die Gespräche. Als sie vier Jahre alt war, schnitt sich ihr Vater die Pulsadern auf. Ihre Mutter blieb mit den vier Kindern alleinerziehend zurück. Erst als Friederichsen 18 Jahre alt war, wurde sie von ihrem älteren Bruder in die Todesumstände eingeweiht. Dass der Suizid vor ihr geheim gehalten wurde, war für sie ein Schock. „Ich fühlte mich respektlos behandelt“, sagt Friederichsen. Einmal war sie mit ihrem Vater Eis essen. Das ist die einzige Erinnerung, die ihr an ihren Vater geblieben ist. Erst viele Jahre später, mit Mitte 40, stellte sich die verdrängte Trauer bei ihr ein. „Plötzlich habe ich den Verlust gespürt“, sagt Friederichsen. „Die Trauer ist aus mir herausgebrochen.“ Friederichsen nahm sich eine Trauerbegleiterin, die ihr half, mit der eigenen Trauer umzugehen. ●